

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 40.

Berlin, Dienstag den 2. April

1844.

Polen.

Hoene Bronski.

Auf berühmte Männer sind die Nationen eifersüchtig und nehmen sie gern als ihnen Zugehörige in Anspruch. Frankreich hat sich den deutschen Cuvier zugeeignet, Deutschland den böhmisch-polnischen Kopernikus, und Viele zweifeln, ob Trentowski Deutschland oder Polen angehöre. Der Philosoph selbst hat dazu beigetragen, die Zweifel zu mehren, indem er an verschiedenen Stellen seiner Schriften einige Inkonsequenzen ausspricht. Er sagt einmal: „Mein unaussprechlich geliebtes Vaterland, mein Paradies, zürne deinem Sohne nicht, weil er nicht in deiner Sprache schreibt! Für dich zu arbeiten, wäre vielleicht nützlicher, als für ein fremdes Land, wo so viele große Geister blühen.“ Anderswo sagt er: „Es ist das dritte Mal, daß der Verfasser mit seiner geistigen Arbeit vor das deutsche Publikum tritt; heute aber tritt er mit ganz anderen Gefühlen auf, und sein Herz schlägt hoch, da er kraft des erlangten Indigenats zu den Deutschen gehört.“ Die Landsleute Trentowski's, die er ehemalige nannte, begriffen das Dilemma, worin sich der Freiburger Docent befand, auf dessen Ruhm sie stolz seyn wollten, und hielten die Ansicht, daß man als Philosoph Deutscher, als Mensch Pole seyn könne, für bloße Diplomatie. Trentowski, der in den ersten Stadien seines öffentlichen Auftretens vielleicht mehr ausgesprochen, als sein Herz fühlte, ist zu seiner Nation zurückgekehrt und will lieber der Erste in einem Dorfe seyn, als sich durch den großen Haufen der Stadt tummeln. Seinem hohen Verdienste wird die Anerkennung nicht entgehen; sie offenbart sich schon heute. Polen will nicht, daß seine großen Männer ihren Ruhm ins Ausland tragen; es vindiziert sich seine Rechte an ihnen. Mit dem größten patriotischen Eifer ist Professor Krzyzanowski gegen die Ansicht aufgetreten, daß Kopernikus in die Bathalla gehöre; wunderbar genug, daß es noch nöthig war. Aber es wissen auch sehr Viele nicht, daß mitten in Frankreich ein Mann lebt, den kaum seine polnischen Landsleute kennen, und dessen Wirksamkeit so umfassend ist, daß sie ihn als Heros ihrer Wissenschaft ansehen müssen. Man könnte selbst nicht angeben, ob sich Bronski noch den Polen zurechne, wenn nicht einzelne Stellen seiner Schriften die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksale seines Mutterlandes aussprächen.

Bronski wurde in Posen geboren, woselbst sein Vater Hoene Baumeister war. Der talentvolle Jüngling hatte schon in seinem 16ten Lebensjahre den Rang eines Offiziers in der polnischen Artillerie erreicht und zeichnete sich bei der Belagerung von Warschau, so wie in der unglücklichen Schlacht bei Maciejowice aus, wo er mit Kosciuszko in die Gefangenschaft gerieth. Erst im Jahre 1789 wurde es ihm möglich, Rußland zu verlassen und nach Deutschland zu gelangen. Hier fesselte ihn die deutsche Wissenschaft, und er begann seine eifrigen Beschäftigungen mit der Physik, Mathematik und Philosophie. Nachdem er seine wissenschaftlichen Entdeckungen in mehreren Schriftwerken gesammelt hatte und von der Zukunft Hoffnungen hegen dürfte, begab er sich nach Paris, um dort seine Manuscripte drucken zu lassen. Die ersten von ihm veröffentlichten Werke waren mathematischen Inhalts, und er trat darin gegen die damaligen Koryphäen der Mathematik in Frankreich, gegen Lagrange und Legendre auf, welche durch ihren Einfluß den Fremdling beinahe erdrückt hätten, wenn nicht das französische Institut ihm Aufmunterung für seine Wirksamkeit gegeben hätte. Das spätere Verhältnis des Schriftstellers zu einem reichen Gönner, Namens Arson, begünstigte die Produktivität des Ersteren, indem es ihn der gewöhnlichen Lebensorgen entthob. Jenes Freundschafts-Verhältnis war ein so inniges, daß es Bronski nicht aufgeben wollte, obgleich ihn der Fürst Adam Czartoryski mit dem Versprechen einer namhaften jährlichen Pension und dem Anerbieten, sämtliche Schriften des Mathematikers und Philosophen auf seine Kosten zu veröffentlichen, zu sich nach Polen einlud. Bronski hat jetzt vierzig Jahre im Auslande verlebt und ist demselben als ein Mann von seltener Produktionskraft und Originalität bekannt geworden. Seine mathematischen Schriften gehen den philosophisch-theologischen vor. Zu den ersteren gehören:

- 1) Introduction à la philosophie des mathématiques.
- 2) Philosophie des mathématiques, worin die mathematischen Elemente a priori erwiesen sind.
- 3) Résolution générale des équations.
- 4) Réfutation de la théorie des fonctions analytiques de Lagrange.
- 5) Canons de logarithmes.
- 6) Philosophie de la Technie, worin die Genesis der Zahl bewiesen wird. Die Generationsfunktionen von Laplace, Euler's Fragmente,

Taylor's Zahlentheorie und Lagrange's Theorem sind hier zur organischen Einheit verschmolzen. Das Institut de France hat dem Verfasser wegen dieses Werkes eine ehrenvolle Anerkennung angedeihen lassen.

7) Critique de la théorie des fonctions génératrices de Laplace.

Bronski's Streben geht dahin, die Mathematik mit der Philosophie zu vermitteln und beide zu einer absoluten Wissenschaft zu erheben. Seine Philosophie hat eine vorherrschend praktische Richtung und lehnt sich deshalb gern an die Politik an. Mit der deutschen Philosophie scheint Bronski sehr vertraut zu seyn, so wie er überhaupt seinen tiefen Respekt vor der deutschen Wissenschaft nirgends verleugnet. Der talentvolle Mann wäre vielleicht in der Meinung des Auslandes auch schon höher gestiegen, wenn man seinem öffentlichen Auftreten nicht eine gewisse Charlatanerie zum Vorwurf machen könnte. Er nimmt eine fast prophetische Haltung an und schlägt öfters einen Ton an, der mehr Wissenshohz als philosophische Bescheidenheit ausdrückt. Die geheimnißvolle Magie, welche der Person anklebt, überträgt sich jedoch nicht auf seine Lehre; wir haben keinen Towianski vor uns, sondern Sprache und Gedanke Bronski's zeichnen sich durch Schärfe und Klarheit aus. Ueber Frankreich's intellektuelle und politische Zustände schwingt Bronski eine strenge Geißel, er verachtet die französische Aufklärung und negirt sie fast; Frankreich — sagt er — sey die Wohnung alles Schlecchten; statt der Philosophie habe es eine encyclopädische Logomachie, statt der Theologie eine religiöse Gnomachie; deren Erzeugniß sey die französische verabscheuungswürthe Politik, der Kommunismus und Sozialismus. Mit etwas zu süffisantem Selbstbewußtseyn beginnt daher der Ausländer einen Brief an Ludwig Philipp, womit er diesem eines seiner Werke übersandte: „Sire! c'est pour la deuxième et peut-être pour la dernière fois, que je ressens le devoir de porter la lumière au milieu des ténèbres philosophiques de France, où s'enfantent ces hideuses monstruosités morales de perpétuelles révolutions politiques etc.“ Zunächst zog auf Bronski seine im Jahre 1818 herausgegebene Zeitschrift: Le Sphinx, deren philosophisch-religiös-politischer Inhalt gegen die derzeitige Irreligiosität in die Schranken trat, die allgemeine Aufmerksamkeit der Franzosen. Die leider nur zu rasch eingegangene Zeitschrift erlangte daher großen Einfluß, und das darin verkündigte péril du monde civilisé fand Glauben in den Herzen großer Männer, so daß Kaiser Alexander und Chateaubriand in die Ansichten des Philosophen einstimmt und ihnen Gewicht verschafften.

Im Jahre 1829 erschien: Problème fondamental de la politique moderne, worin eine umfassende Kenntniß der neueren politischen Verhältnisse wahrzunehmen ist. Darauf folgte im Jahre 1831 der erste Theil einer umfangreichen Schrift mit dem mystischen Titel „Messianismus“. Die Gedanken, welche hier zur Sprache kommen, behandelte der Verfasser früher unter dem Titel „Scholionismus“.

Der Messianisme soll nach dem ausgegebenen Prospekt aus fünf Theilen bestehen und den christlichen Pentateuch bilden; zwei Theile sind bis zum Jahre 1840 erschienen, und zwar: Prodrome du Messianisme. Révélation des doctrines de l'humanité und Metapolitique messianique. Désordre révolutionnaire du monde civilisé. Der Prodrom spricht über den heutigen Krankheitszustand der Menschheit, über die geselligen Gebrechen, den Kampf der Gegensätze und dessen Folgen. Der zweite Theil, welcher in der Politik eigentlich nichts Neues mittheilt, behandelt den revolutionären Zustand Europa's, besonders Frankreich's, die Nichtigkeit der modernen Politik, und schlägt Reformmittel vor.

Zu erwarten sind noch der Paraclétisme messianique. Accomplissement de l'ancien et du nouveau Testament; ferner die Genèse messianique. Génération progressive de l'humanité depuis son origine jusqu'à son terme final — und endlich Apodictique messianique. Fondation péremptoire de la vérité sur la terre. Ob die letzten drei Bände noch erscheinen werden, ist bei dem hohen Alter des Verfassers wohl zu bezweifeln, da er an der Metapolitik allein zehn Jahre gearbeitet hat.

Läßt man sich durch den kabbalistischen Anschein der Bronskischen Schriften nicht abschrecken, so findet man in ihnen den klaren Grundgedanken der Nothwendigkeit einer Reform der politischen und sozialen Welt und das Ziel der Begründung einer transcendenten Wahrheit.

Sehr interessant ist, was Bronski über den heutigen Zustand Frankreich's sagt, obgleich er manchmal zu dunkel sieht und wir ihm nicht in Allem beipflichten können. Die heutige französische Philosophie — sagt er — sey eine Tochter Deutschlands und des Protestantismus, die auf dem fremden französischen Boden bald mit Gleichgültigkeit, bald mit Verachtung behandelt

werde. Frankreich sey blind am Geiste; es habe statt der Emancipation des Geistes eine Emancipation des Willens. „Il est constant, par les doctrines positives, politiques et religieuses, qu'il n'existe plus aujourd'hui aucune vérité philosophique dans ce pays (Frankreich) et par conséquent, que les hautes destinées de l'homme y son entièrement méconnues.“

Bronski theilt alle herrschende Gegensätze in zwei Kategorien, die der Freigelassenen und der Abhängigen; beide genießen noch keine wahre Freiheit. Die Ersteren stützen sich auf die Empirie, die Letzteren auf die Offenbarung. Sein Verdienst soll es seyn, diese allgemeinen Antinomien ans Licht zu führen, beide Parteien in einer absoluten Wahrheit zu vereinen, wovon sie noch keinen Begriff haben. Die eine Kategorie huldigt dem Materialismus, die andere dem Spiritualismus; zu der ersteren gehören Pascal, Locke, Reid und die schottische Schule; ihnen gegenüber stehen Cartesius, Leibnitz, Kant, Schlegel und die Wiener (?) Schule. Die Haupt-Kategorien nehmen alle Nuancen in sich auf, wozu auf der einen Seite der Empirismus, der Sensualismus, der Intellektualismus, der Rationalismus, auf der anderen Seite die Speculation, der Idealismus, der Supernaturalismus, die Mystik u. s. w. gehören.

Das System der Freigelassenen (der Materialismus) beruht auf sieben Punkten:

- 1) Der Mensch sey die höchste Entwicklung der Natur und das letzte Glied aus der Kette der organischen und lebenden Wesen.
- 2) Die Verstandesentwicklung habe keine Gränze und sey bedingt durch das Bedürfnis.
- 3) Der Geist sey der Aether unseres Körpers, daher nicht substanzlos, weil er auf den Körper wirke. Alles Immaterielle habe keine Realität und sey Chimäre.
- 4) Daher existire nur die Wahrheit, welche die Materie ausdrücke, also die Erfahrung.
- 5) Loslösung von jener Unwirklichkeit und Allem, was nicht Materie sey, bilde das höchste Wohlseyn, das Gute. Durch den Zustand dieses Wohlseyns sey die höchste Vollkommenheit zu erreichen.
- 6) Die menschliche Sprache sey eine Verkörperung des Gedankens, eine *conditio sine qua non* als dessen äußerer Spiegel. Sie sey die Vermittelung des Geistes mit der Außenwelt.
- 7) Die Welt habe kein Endziel, keine teleologische Gränze, keine Vorbestimmung. Die äußere Gestaltung der Welt sey das Werk des Zufalls. Die physische Welt werde einem ewigen Tode erliegen.

Das System der gegenüberstehenden Kategorie (der Spiritualismus) hat folgende Grundsätze:

- 1) Gott schuf den Menschen und verlieh ihm absolutes Wissen; er ist daher ewig.
- 2) Die hohen Geister, welche den Thron Gottes umgaben, waren die Ursache des Bösen, und vertrieben aus dem Himmel, brachten sie auf die Erde geistige Finsternis und Tod. Das absolute Wissen des Menschen schwand vor der Sünde. Es läßt sich jedoch durch Verdienste und die göttliche Gnade wiedergewinnen.
- 3) Die Materie ist nur der Abdruck des schaffenden Geistes, welcher nichts von ihm Verschiedenes hervorbringen kann. Die Welt ist das Andersseyn des schaffenden Gedanken.
- 4) Das Wohlseyn des Menschen, das Gute, besteht nur in der Erhebung zu Gott, um von dort Licht zu erlangen und den Zustand der Unschuld zu erreichen.
- 5) Der schaffende Geist ist die erklusive Wirklichkeit; für den Menschen ist nur wahr, was von jenem kommt, daher der Werth und die Nothwendigkeit der Offenbarung.
- 6) Die Sprache ist das mystische Symbol der Offenbarung Gottes in uns; die Logik, das Werk des revolutionären Geistes, ist ein System von Fesseln für denselben; sie zeigt ihm überall Gegensätze und entfernt ihn von der absoluten Wahrheit.
- 7) Die Welt ist nach einem vernünftigen Plane geschaffen. Für das Wissen ist dem Menschen der Glaube gegeben; sein Ziel ist, die göttliche Gerechtigkeit zur Barmherzigkeit umzustimmen; darin liegt seine Erlösung.

Die Freigelassenen wollen allgemeine Freiheit und betrachten als Mittel hierzu die Trennung der Gewalten; der Wille der Mehrzahl hat bei ihnen Ansehen. Die zweite Klasse will Erhaltung der Privilegien und des Fortkommens; ihr Mittel ist Concentrirung der Gewalten. In der Diplomatie will die erste Klasse ein Gleichgewicht der Nationen, die zweite Legalität und Heiligkeit der Pflichten; die erstere will den Triumph der Wahrheit, die andere den Triumph der Tugend, und so entsteht eine Antinomie zwischen Wahrheit und Tugend. Im Alterthum gab es solche Antinomien nicht. Sie sind Erzeugniß der gegenwärtigen Aktivität, die sich aus dem passiven Zustande des Alterthums entwickelt hat. Der Verstand soll für die Zukunft die Vermittelung vorbereiten (*le vrai et le bien*); die Aufhebung der Gegensätze kann nur vom absoluten Standpunkte geschehen. Mauritiuſ.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluss-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt“.

(Fortsetzung.)

Wir waren entschlossen, ihm zu folgen und ihn zu befragen, doch wollten wir ihn bei der schönen Liebespflicht, die er übte, nicht stören; darum gingen

wir in einiger Entfernung hinter ihm her. Er wandte sich nach der Kapelle, aus der er getreten war, und betrachtete in derselben die zerstörten Gräber, über denen Dornen und Moos wuchsen. Der Greis kniete nieder, und als er wieder aufstand, küßte sein Freund eines der Gräber und schickte sich an, weiter zu gehen. In diesem Augenblick gewahrte er uns in seiner Nähe, und sein leuchtendes und doch sehr mildes Auge verrieth einige Ueberraschung, doch kein Mißtrauen. Er schien mir jetzt über fünfzig Jahr alt; die dichten grauen Locken, welche sein männliches Gesicht umwallten, hoben den Glanz seiner großen schwarzen Augen mehr hervor; sein Mund verrieth viel Energie und doch auch naive Einfalt; sein ganzes Wesen war, als ob er zwei Seelen besäße, die eine voll Begeisterung für die himmlischen Dinge, die andere voll Milde für die Schwächen der Menschen.

Wir suchten einen Vorwand, ihn anzureden, als er selbst plötzlich mit seltener Raiverität begann: „Ihr habt gesehen, wie ich diesen Marmor küßte und wie dieser Greis auf die Gräber niederkniete. Haltet dies nicht für Handlungen des Aberglaubens und der Abgötterei. Man küßt das Kleid eines Heiligen, wie man ein Liebespfand auf der Brust trägt. Die Hülle, welche der Mensch nach seinem Tode zurückläßt, ist ein verbrauchtes Kleid; wir treten sie nicht mit Füßen, sondern wir hüten sie noch mit Ehrfurcht, und es macht uns Schmerz, uns von ihr zu trennen. O mein Vater! o ihr geliebten Aeltern! Wohl weiß ich, daß ihr nicht hier verschlossen liegt; diese Steine lügen, wenn sie sagen: Hier ruhen die von Rudolstadt. Die von Rudolstadt wirken über der Erde, wie Gott es will, und unter euch liegen nur Gebeine, Formen, in welche das Leben sich hineinbildet und die es wieder verläßt, um unter anderen Formen zur Erscheinung zu kommen. Gesegnet seyst du, Aische der Väter; gesegnet sey das Gras und der Epheu, der über dir grünt; gesegnet der Stein, der deine Ruhe schützt; doch gesegnet vor Allem der lebendige Gott, der zu den Todten spricht: Ihr sollt auferstehen und in meinem Lichte ewig leben, ewig euch verjüngen und läutern.“

„Liberani oder Ziska Trismegistos“, rief Spartakus, „treffe ich dich hier auf dem Grabe deiner Väter!“

„Nicht Liberani, nicht Trismegistos, nicht Johann Ziska!“ antwortete der Unbekannte. „Gespenster hielten meine unerfahrene Jugend umlagert, doch das göttliche Licht hat sie fortgeschleucht, und der Name meiner Väter ist aus meinem Gedächtnis verschwunden. Mein Name ist Mensch; ich bin nichts mehr als die übrigen Menschen.“

„Deine Worte sind tief“, sprach Spartakus, „doch sie verrathen Mißtrauen. Glaube diesem Zeichen. Wie, du erkennst es nicht wieder?“ — Hiermit machte ihm Spartakus Zeichen der Freimaurer höherer Grade.

„Ich habe diese Sprache vergessen“, erwiderte der Unbekannte. „Ich verachte sie nicht, doch sie ist für mich unnütz geworden. Bruder, ihu mir nicht weh, indem du glaubst, ich mißtraue dir. Ist dein Name nicht auch Mensch? Die Menschen haben mir kein Unrecht gethan, oder wenn sie es gethan haben, weiß ich es nicht mehr. Das Unrecht, welches die Menschen einander thun können, ist sehr gering im Vergleich zu dem unendlich vielen Guten, das sie einander zu erweisen vermögen, und darüber freue ich mich.“

„Doch, herrlicher Mann“, rief Spartakus, „gilt die Zeit in deinem Denken und Fühlen für Nichts?“

„Die Zeit existirt nicht. Wenn die Menschen mehr an das Wesen der Gottheit dächten, so würden sie so wenig wie ich die Jahre und Jahrhunderte zählen. Der, welcher fühlt, daß er in Gott lebt, daß er somit von Anfang war und nie zu seyn aufhören wird, was fragt er danach, ob etwas Sand mehr oder weniger in sein Stundenglas rollt? Wenn das Glas voll ist, wird es umgewendet, und der Sand rinnt von neuem; die Hand, aus welcher der Sand rinnt, wird niemals aufhören, ihn zu spenden.“

„Du willst sagen, daß der Mensch aufhören kann, die Zeit zu messen und zu zählen, doch daß das unendliche, überreiche Leben nie aufhört, von Gott auszufließen? Ist es so?“

„Du hast mich begriffen, junger Mann. Allein ich habe noch ein schöneres Mittel, tiefe Geheimnisse zu offenbaren.“

„Geheimnisse? Wohl, ich bin hier, um mir Geheimnisse von dir offenbaren zu lassen.“

„Höre denn!“ sagte der Unbekannte, indem er den Greis auf ein Grab niedersitzen ließ; „dieser Ort erfüllt meine Seele mit besonderer Gluth, und hier will ich bei den letzten Strahlen der Sonne und beim ersten Glanze des Mondes deinen Geist zur Erkenntniß der höchsten Wahrheiten erheben.“ — Wir zitterten vor Freude, nach zweijährigem Suchen diesen Magus unserer Religion gefunden zu haben, der uns aus dem Labyrinth unserer Ideen und der Geschichte zum glücklichen Ausgange führen sollte. Doch der Unbekannte ergriff seine Bioline und begann mit unbeschreiblicher Kunst zu spielen. Sein Zauberbogen schien uns kriegerische Hymnen zuzusingen; wir sahen Heere mit Bannern, Palmen und mit den geheimnißvollen Insignien einer neuen Religion im Triumphzuge an uns vorüberstreiten. Unter einem Banner standen alle Völker vereint, doch die schönste Ordnung und Ruhe herrschte in ihren Reihen; Begeisterung strahlte aus allen Blicken, doch sie störte die geregelte Thätigkeit nicht. Wir sahen das Schaffen der Menschheit in seinem ganzen Glanze, den Sieg der Menschheit in seiner ganzen Milde, den Glauben der Menschheit in seiner ganzen unendlichen Tiefe.

„Das ist herrlich!“ rief ich, als er fünf oder sechs Lieder gespielt hatte: „das ist das *Te Deum* der verjüngten und allverbrüdereten Menschheit, welches den Gott aller Religionen, das Licht aller Menschen preist.“

„Du hast mich begriffen“, sagte der Musiker, indem er sich den Schweiß und die Thränen, die sein Gesicht benetzten, abtrocknete; „du fühlst, daß die Zeit nur eine einzige Stimme hat, um die Wahrheit auszusprechen. Betrachte

diesen Greis; er hat mich so gut begriffen wie du, und er ist um dreißig Jahre jünger geworden."

Der Alte stand aufrecht; er ging behaglich auf und nieder und schlug mit kräftigem Fuße nach dem Takt, als ob er wie ein Jüngling einen großen Plan begeistert ausführen wollte. Die Musik hatte dieses Wunder auf ihr gewirkt; er ging festen Schrittes mit uns den Hügel hinab, ohne sich auf Einen von uns stützen zu wollen. Als sein Gang langsamer wurde, sprach der Musiker zu ihm: „Denke, soll ich dir noch den Marsch des großen Protop spielen, oder den Fahnensegel der Dreibiten?" Doch der Greis machte ihm, als ob er fürchtete, ein göttliches Heilmittel durch zu vielen Gebrauch zu entweihen, ein Zeichen, daß er noch stark genug sey.

Wir näherten uns dem Dorfe, welches wir zur Rechten im Thale liegen ließen, als wir den Weg zu den Ruinen einschlugen. Spartakus sagte jetzt zu dem Unbekannten: „Du hast uns unvergleichliche Melodien hören lassen, und ich fühle, daß du uns durch dieses herrliche Vorspiel empfänglich machen wolltest für die Begeisterung, mit der du bald zu uns sprechen wirst. Wie die Pythia und wie die Propheten, wolltest du dich selbst erheben, um Orakel auszusprechen, welche von der ganzen Fülle göttlicher Eingebung überfließen. So sprich denn jetzt! Die Luft ist still, der Pfad ist eben, der Mond leuchtet unseren Schritten. Die ganze Natur schweigt, wie um deinen Offenbarungen zu lauschen, und unsere Herzen sehnen sich danach. Unsere eitle Weisheit, unsere stolze Vernunft beugt sich vor deinem begeisterten Worte. Sprich; der Augenblick ist gekommen!"

Doch der Unbekannte weigerte sich, weitere Aufklärungen zu geben. „Was könnte ich dir sagen", sprach er, „was ich dir nicht eben in einer schöneren Sprache gesagt hätte? Du glaubst, ich wollte zu deinen Sinnen sprechen; doch meine Seele sprach zu der deinen; die Seele der ganzen Menschheit sprach durch mich zu dir. Als ich spielte, war ich begeistert; jetzt bin ich es nicht mehr. Jetzt muß ich ruhen, und du würdest dasselbe Bedürfnis empfinden, wenn du Alles begriffen hättest, was ich durch die Töne aus meiner Seele in die deine hinüberleiten wollte."

Bergeblisch suchte Spartakus diesen Abend von dem Unbekannten noch eine andere Antwort zu erlangen. Als wir die ersten Hütten erreichten, sagte er zu uns: „Meine Freunde, folget mir nicht weiter; sucht mich morgen wieder auf. Ihr könnt an die erste beste Thür klopfen; wenn ihr der Landessprache kundig seyd, wird man euch überall freundlich aufnehmen."

In der That brauchten wir das wenige Geld, das wir besaßen, nicht für ein Nachtlager anzubieten. Die böhmischen Bauern sind gastfrei wie die Patriarchen. Man empfing uns freundlich, und als man hörte, daß wir der slavischen Sprache vollkommen mächtig seyen, zeigte man sich sehr zuvorkommend und herzlich gegen uns; nur gegen die, welche sich durch deutsche Worte einführten, ist das Volk mißtrauisch. Wir erfuhren bald, daß wir am Fuße des Gebirges und Schlosses „der Riesen" uns befanden; denn so hatte einer der Vorfahren der Familie Podiebrad in Erinnerung an ein Gelübde, das er auf dem Riesengebirge gethan, seine Güter benannt. Man erzählte uns auch, wie die Nachkommen Podiebrad's nach den Unglücksfällen des dreißigjährigen Krieges ihren Namen aufgaben und sich „von Rudolstadt" nannten. Man verfolgte damals nicht bloß Personen, sondern auch ihre Namen, so wie die Namen von Städten, Ländern und Familien. All' diese Ueberlieferungen haben sich im böhmischen Volke noch lebendig erhalten. Der geheimnißvolle Trismegistos, den wir suchten, ist in der That Albert Podiebrad, der vor fünfundsiebzig Jahren lebendig begraben und durch ein noch jetzt unergründetes Wunder dem Grabe wieder entrisen wurde, der lange Zeit darauf verschollen war, zehn oder fünfzehn Jahre später verfolgt und angeblich als Betrüger, doch in Wahrheit als Rosenkreuzer und Freimaurer, in Prag eingekerkert wurde; es ist dies der berühmte Graf von Rudolstadt, dessen ungeheuren Prozeß man sorgfältig verborgen hielt, und der es nie dahin bringen konnte, daß die Identität seiner Person und des todtegeglaubten Grafen wäre festgestellt worden. Du siehst demnach, Freund, wie sehr die Ahnungen unseres Meisters Glauben verdienen. Du zittertest, als wir, da unser eigenes Wissen unvollkommen war, auszogen, um einen Mann zu suchen, der, wie so viele andere Illuminaten der früheren Periode, ein betrügerischer und frecher Abenteurer seyn konnte. Der Meister hatte das Rechte gefühlt. Aus einzelnen Berichten und den wenigen Schriften dieser geheimnißvollen, großartigen Erscheinung hatte er geschlossen, daß dies ein Hüter des heiligen Feuers und der tiefen Ueberlieferung der älteren Illuminaten, ein Eingeweihter des früheren Geheimnisses, ein Prophet der neuen Lehre sey. Wir haben ihn gefunden und wissen jetzt mehr von der Geschichte der Freimaurer, von den berühmten Unsichtbaren, deren Wirken und deren Daseyn selbst wir oft in Zweifel zogen, von den alten und neuen Geheimnissen, die wir nicht zu erkennen vermochten, weil der Schlüssel zu den Hieroglyphen verloren war und die alten Eingeweihten entweder todt oder durch elende Furcht zum Schweigen gebracht waren. Das himmlische Feuer ist jetzt in unseren Händen! Unser Meister ist der Prometheus, der es herabgeholt hat, und Trismegistos trug es im Herzen.

Die Erzählungen unserer freundlichen Wirthsleute hielten uns lange um den ländlichen Heerd wach. Sie fragten nichts nach den Berichten, welche Albert von Rudolstadt seines Namens und seiner Rechte verlustig erklärten; sie fühlten die innigste Liebe zu ihm und den innigsten Haß gegen die österreichischen Räuber, welche sich in die Güter getheilt, die Albert zu so edlen Zwecken einst verwandt hatte; selbst Albert's Stammschloß hatte man zerstört, um die Steine desselben zu niedrigem Preise als Baumaterialien zu verkaufen. Fünfundsiebzig Jahre war Albert Podiebrad von den Bauern des Böhmerwaldes entfernt gewesen, doch hatte Niemand unter ihnen seinen Tod geglaubt, obwohl ihn alle deutschen Zeitungen verkündeten; und nun lebte Albert seit

acht Tagen in den heimathlichen Gebirgen und ging jeden Abend zum väterlichen Schlosse, um daselbst zu beten und zu singen. Die Alten im Dorfe, welche Albert in der Jugend gesehen, erkannten ihn unter seinen grauen Haaren wieder und fielen nieder vor ihm als ihrem wahren Herrn und alten Freunde. Diese Liebe des Volkes hatte etwas tief Rührendes; sie erfüllte Spartakus mit einer ehrfurchtsvollen Andacht und sollte sich an uns selbst noch am folgenden Morgen durch ein unerwartetes Ereigniß bethätigen. — Als wir nämlich mit Tagesanbruch die Hütte verlassen wollten, um unseren Violinspieler aufzusuchen, sahen wir dieselbe von einer Schaar Bewaffneter umringt, die uns den Ausgang versperrte. „Verzeiht uns", sprach der Familienvater ruhig, „daß wir unsere Verwandten und Freunde gerufen haben, damit sie euch zurückhalten. Diesen Abend geben wir euch frei." Als wir unsere Verwunderung hierüber aussprachen, entgegnete unser Wirth ernst: „Wenn ihr edel seyd, wenn ihr die Pflichten der Freundschaft und treuen Anhänglichkeit kennt, werdet ihr uns nicht zürnen. Doch wenn ihr niedrige Gesinnungen habt, wenn ihr Spione seyd, die unseren Podiebrad verfolgen und fangen sollen, so dulden wir dies nicht und setzen euch nicht eher in Freiheit, als bis er fern genug ist, um von euch nicht mehr erreicht zu werden." — Wir sahen, daß dieses Mißtrauen in den edlen Menschen erst in der Nacht aufgestiegen war, und wir konnten ihre ängstliche Treue nur ehen. Doch der Meister war in Verzweiflung, daß wir den Hierophanten verlieren sollten, den wir so lange vergeblich gesucht hatten. Er schrieb daher in der Freimaurerschrift an Trismegistos. Bald darauf kam eine Frau aus der benachbarten Hütte auf die unsere zu; die Bauern öffneten ehrfurchtsvoll ihren Kreis und flüstereten: „Die Zingara, die Trostbringerin!" Die Frau trat mit uns in die Hütte und schloß die Thür hinter sich; darauf befragte sie uns mit größter Genauigkeit durch Zeichen und Formeln der schottischen Freimaurer. Wir waren überrascht, eine Frau mit Geheimnissen vertraut zu sehen, in die, so viel ich weiß, keine andere eingeweiht worden ist; und das gebieterische Wesen und der scharfe, forschende Blick des Weibes flößten uns eine gewisse Ehrfurcht vor ihr ein. Sie trug ein gestreiftes Kleid; ein weiter Mantel von grobem gelben Tuch war fast in antiker Weise um ihre Schultern geschlagen; ihre rabenschwarzen Haare waren auf der Stirn gescheitelt und wurden von einem blauen Bande zusammengehalten; ihre Augen waren groß und feurig, ihre Zähne weiß wie Elfenbein, ihre Haut gebräunt, doch sehr fein; unter ihrem Mantel trug sie eine Gitarre, so daß man sie auf den ersten Blick für eine Zigeunerin halten konnte, und nach ihrem stolzen, edlen Wesen schien sie die Königin des Dorfes zu seyn. Doch als sie uns sagte, daß sie die Frau des Trismegistos sey, betrachteten wir sie mit noch größerem Interesse. Sie war nicht mehr jung, und doch ließ sich nicht bestimmen, ob sie vierzig Jahre und durch Anstrengungen früh gealtert, oder ob sie fünfzig Jahre sey und sich ausnehmend gut konservirt habe. Sie war noch jung, und in ihrer Haltung und ihrem ganzen Wesen lag etwas so Edles und Zartes, daß man sie, wenn sie ging, für ein Mädchen hielt. Auf den ersten Blick hatten ihre Züge etwas Strenges, doch dieser Eindruck entschwand bald, und wir glaubten immer mehr und mehr Milde und Anmuth aus dem Gesichte lächeln zu sehen. Der Ton ihrer Stimme traf unser Herz wie eine himmlische Melodie, und wenn wir anfangs erstaunt waren, unseren Weisen durch irdische Bande gefesselt zu sehen, so erkannten wir bald, daß er in den Reihen des höchsten Adels, des Adels, den die Natur durch die Gaben des Geistes und Herzens ertheilt, eine poetische Geliebte, eine verschwiferte Seele gefunden hatte, um mit ihr durch die Stürme des Lebens zu ziehen.

„Bergebt mir meine Furcht und mein Mißtrauen", sprach sie, als wir ihre Fragen beantwortet hatten; „wir sind verfolgt worden, wir haben viel gelitten. Dank sey es dem Himmel, mein Freund hat die Erinnerung an sein Unglück verloren, ihn kann Nichts mehr beunruhigen noch schmerzen; doch ich, die Gott neben ihn gestellt hat, um ihn zu schützen, ich muß an seiner Statt besorgt seyn und wachen. Eure Gesichtszüge und der Ton eurer Stimme bürgen noch mehr für euch, als die Zeichen und Worte, die wir eben gewechselt haben; denn man hat unsere Geheimnisse schrecklich mißbraucht, und es giebt so viele falsche Brüder wie falsche Propheten. Nach unseren Erfahrungen sollten wir Niemanden mehr vertrauen, doch Gott bewahre uns vor solchem Egoismus. Die Familie der Treuen ist zerstreut; es besteht kein Tempel mehr, wo sie sich im Geist und in der Wahrheit vereinigen könnten. Die Eingeweihten haben den Sinn der Mysterien verloren, der Buchstabe hat den Geist getödtet; die göttliche Kunst ist unter den Menschen mißkannt und entweiht worden; doch was schadet dieses Alles, wenn der Glaube noch in einigen Herzen, wenn das Wort des Lebens noch in einem einzigen Heiligthum zurückgeblieben ist? Aus ihm wird es wieder in die Welt hinausziehen, und der Tempel wird vielleicht durch den Glauben des kananäischen Weibes oder durch das Scherlein der Witwe wieder aufgebaut werden."

„Dieses Wort des Lebens zu holen, sind wir hier", rief der Meister. „Ihr Gemahl soll unseren Glauben heiligen und den Irrthum von uns nehmen. Lassen Sie uns denn mit ihm sprechen."

„Das hängt weder von mir noch von ihm selbst ab", erwiderte die Frau. „Obwohl Trismegistos jetzt tief in poetischen Träumen lebt, ist er doch nicht immer inspirirt. Die Musik ist die gewöhnliche Form, in welcher er seine Gedanken jetzt ausspricht. Selten sind seine metaphysischen Ideen klar genug, um sich über die Sprache des Gefühls zu erheben und in Worte zu kleiden. Ich verstehe ihn stets, doch ihr, die ihr ihn nicht kennt, werdet ihn nicht verstehen; denn Trismegistos ist, um mit den Worten der nüchternen verständigen Menschen zu sprechen, geisteskrank; er leidet, sagen sie, an stillem Wahnsinn; die Fülle seines Genies überschwillt seinen Verstand, darum glaubt das Volk, ihm fehle der Verstand, und es wirft ihm Almosen zu, ihm, der seiner Begeisterung und seiner Kunst wegen überall als ein willkommenes Gast sollte

empfangen werden. Doch ich habe meine Kinder gelehrt, daß sie solche Almosen nicht annehmen oder sie nur nehmen, um sie dem Bettler wiederzugeben, dem Gott das Talent, die Menschen zu begeistern, versagt hat. Der Almosen erniedrigt den, welcher ihn empfängt, und verhärtet den, welcher ihn giebt. In der künftigen Verfassung der menschlichen Gesellschaft wird Alles nur Tausch seyn, und durch solch' einen Tausch verschaffen wir uns schon jetzt, was wir bedürfen. Wir erheben durch die Kunst und die Begeisterung die Seelen, welche solcher Erhebung fähig sind, und erhalten zum Dank von dem gastfreundlichen Armen auf unseren Wanderungen einen Platz an seinem Herde und an seinem Tische. Vor dem Hause des Reichen empfangen wir Nichts für unsere Lieder; wir betrachten ihn wie einen Unglücklichen, der keinen Tausch mit uns eingehen kann, und darum schenken wir ihm die Lieder als Almosen. Wir führen jetzt ein Künstlerleben, wie wir es längst ersehnt haben; denn zu Künstlern hat uns Gott geschaffen, und wir gebrauchen seine Gaben. Wohin wir kommen, finden wir Freunde und Brüder; täglich werden wir neue Schüler für die Kunst, und wenn wir nicht mehr stark genug seyn werden, uns zu erhalten, werden unsere Kinder für uns sorgen. Und wenn sie ein anderer Beruf von uns risse, so werden wir leben wie der alte Idenko, den ihr gestern gesehen habt; nachdem er vierzig Jahre lang die Bauern seiner Gegend durch seine Balladen und seine Lieder begeistert hat, sorgen sie jetzt für ihn wie für einen Freund und ehrwürdigen Vater. Kommt denn mit mir und begleitet uns heute auf unserer Wanderung; vielleicht kommt ein Augenblick, in dem Trismegistos von etwas Anderem als von der Musik zu sprechen vermag. Es ist vergeblich, in ihn zu bringen, die glückliche Stunde kommt von selbst; ein Zufall kann seine alten Gedanken wieder erwecken. Wir reisen alsbald ab. Unser Aufenthalt in dieser Gegend kann Trismegistos in neue Gefahr bringen; denn nirgends können wir so leicht erkannt werden wie hier. Wir ziehen durch den Böhmerwald, die Donau hinauf nach Wien, um unsere beiden ältesten Kinder wiederzusehen, die von Freunden erzogen und unterrichtet werden; denn nicht alle Menschen werden zu Künstlern geboren, und Jeder muß den Weg gehen, den ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Belgien.

Briefe aus Belgien.

Brüssel, März 1844.

Sie spotteten in Ihrem letzten Briefe über die Literatur meines Landes und meinten, daß da, wo Hochöfen, Puddlingswerke und Gießereien die Tagesfragen bildeten, geistige Productionen gewiß nicht in reichem Maße zu finden. Sie mögen in einiger Beziehung Recht haben, nämlich darin, daß Belgien mehr seine Industrie als seine Dichtkunst anbaut; dessenungeachtet beginnt doch jetzt unsere National-Literatur wirklich festen Grund und Boden zu fassen. — Ein nachhaltiger Erfolg hat kürzlich das Werk eines jungen Dichters, Herrn Baden, gekrönt, der sein Drama „André Chénier“ zur Aufführung brachte. Unsere Regierung ermutigte die Bestrebungen des jungen Mannes, indem sie ihm eine Summe zukommen ließ, welche ihn in den Stand setzt, seine dramatischen Studien in Paris zu vollenden.

Ein literarischer Versuch, der weniger Beifall geerntet hat, ist der eines belgischen Diplomaten, welcher den schönen Namen Bilain XIII. trägt. — Einige Rezensenten haben aus vollen Kräften den Herrn Bicomte lächerlich gemacht, den eigentlich nichts nöthigte, sein in langen Nachtwachen gearbeitetes Werk dem Publikum zu übergeben. Im Feuilleton des Politique heißt es: „Es ist ein sonderbares Ereigniß in der Literatur unserer Tage, wenn ein Buch erscheint, das aus der Phantasie eines Mannes entsprungen ist, den seine gesellschaftliche Stellung und sein Vermögen fern halten von der stürmischen Republik der Schriftsteller, von der einzig-wahren Demokratie, wo das Talent den Rang der Leute bestimmt und hundertjähriger Adel vor dem Genie des gestrigen Tages verschwindet. Höchst selten sehen wir einen großen Namen mit dem Wagniß, sein Wappenschild zu bestechen, um unser literarisches Bürgerrecht vor jenen Richtern zu kaufen, die ein gutes Sonnet sechzehn Ähnen vorziehen. Besonders bitter muß das Mißfallen seines Werkes die Eigenliebe des Herrn Bicomte verwunden, da ja nichts in der Welt ihn zwang, die matten, schwachen, gebrechlichen Kinder seiner Muse der plebejischen Kritik zu überlassen.“ — Da der Name Bilain XIII. in Berlin bekannt ist, so unterlasse ich es nicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß der gezeihete Autor keinesweges der Bicomte ist, welcher während seines ziemlich langen Aufenthaltes in dieser Stadt, wie man erzählt, sehr gefallen hat. Sie wissen doch, daß dieser liebenswürdige Cavalier sich nächstens hier mit Millionen, Millionen und abermals Millionen vermählen wird, obenein aber, und zwar ist das etwas Wichtigeres und Selteneres, mit einem vollkommen wohlgezogenen Fräulein, welches eben so schön als jung, eben so gut als geistreich ist. Welch' glücklicher Sterblicher!

Was unseren viel verpönten Nachdruck betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß dieser, Dank dem Mißbrauch, den man davon macht, mit raschen Schritten seinem Ende naht. Die Herren Verleger A. Jamar und Ch. Pen haben zuerst begriffen, daß man nur durch belgische Schriftsteller ein literarisches Belgien bilden und durch Leistungen belgischer Künstler die Vollkommenheit der Illustrationen fremder Länder erreichen könne. Der allgemeine Beifall hat den kühnen, interessanten Versuch dieser Herren belohnt. — Als Belgier stifteten sie ihrer Heimat ein Denkmal, statteten diese mit einer Geschichte aus. Der

jungen Nation gaben sie eine Vergangenheit, denn inmitten der Veränderungen und Umwandlungen, welche während Jahrhunderten ihr Vaterland mit fremden Mächten verbunden hatten, suchten und fanden sie es immer wieder, mit seinen Sitten, seinem Charakter, seinem Geiste. Zu der sittlichen Geschichte, — der Erzählung der Thaten und Ereignisse, haben sie das Leben ihrer großen Männer hinzugefügt. Sie haben aus allen Völkern die Helden, berühmten Schriftsteller und Künstler geholt, welche Belgien ihnen geliebt hatte, um sie ihrem Vaterlande huldigend wiederzugeben. Das sind die Elemente dieser Trilogie, welche „Histoire de la Belgique“, „Belges illustres“ und „Belgique monumentale“ benannt ist; drei Rationalwerke, national durch den Gegenstand, den sie besprechen, national, da belgische Schriftsteller sie allein abgefaßt, national endlich, weil belgische Maler sie durch ihre Zeichnungen bereicherten.

In Bezug auf unser geselliges Treiben in dieser Saison glaube ich, daß keine Stadt Europa's (proportion gardée) diesen Winter eine solche Anzahl Feste aller Art, routs, thé dansants, soirées dansantes, vollständige Bälle, d. h. mit Souper &c., wie Brüssel erlebt hat. Der Wirbel der Zerstreungen war so groß, daß keine unserer jungen Damen Zeit hatte, den Gedanken zu fassen, sich in diesem Winter entführen zu lassen. Nicht eine solche Begebenheit ist uns zu Ohren gekommen, die es verdiente, Ihnen mitgeteilt zu werden, und das will viel sagen, denn es ist Ihnen nicht fremd, daß Belgien (Brüssel besonders) das Land ist, wo sich Vorfälle der Art am häufigsten ereignen.

M. P.

Mannigfaltiges.

— Geschichtsforschung in Italien. Seit einigen Jahren ist in Italien ein neuer Eifer für historische Studien erwacht, und zwar zum Theil angeregt durch die deutsche Publication der Monumenta Germaniae von Perg. Ein aus Neapel datirter Korrespondenz-Bericht der Augsb. „Allg. Zeitung“ sagt darüber: Schon 1834 begann man in Turin die piemontesischen Urkunden aus den Archiven des Landes hervorzufuchen und herauszugeben; in Florenz kommt das Archivio Storico unter Leitung einer Anzahl bedeutender Gelehrten heraus. In Rom bildete sich ein Verein junger strebsamer Männer mit der Absicht, Muratori's große Sammlung in neuer Gestalt, ergänzt und vervollständigt und nach sorgfältiger Vergleichung der Original-Urkunden, neu herauszugeben. Neapel war bis jetzt zurückgeblieben, wenn auch einzelne Werke, wie die Geschichte Siciliens zur Zeit der sicilianischen Besäer von Amati, den dafür die Verdammung traf, und die Geschichte von Montecassino, Zeugniß ablegten, daß einzelne Männer sich auch dort mit Eifer dem Studium der Geschichte hingaben. Der Reichthum der Archive von Neapel und Sicilien konnte bisher noch wenig benutzt werden. Erst jetzt ist in Neapel ein Verein zahlreicher Mitglieder zusammengetreten, um diesen Reichthum an das Licht zu stellen. Nach dem von diesem Vereine veröffentlichten Programme ist es seine Absicht, die Dokumente der Geschichte Neapels und Siciliens vom J. 568, der Zeit der Ankunft der Longobarden in Italien, bis zum J. 1734, der Zeit der Ankunft des Königs Karl von Bourbon in Neapel, herauszugeben. Die Arbeiten werden nach zehn Serien getheilt, deren jede wieder in zahlreiche Unterabtheilungen zerfällt. Für den ersten Zeitraum sind besonders die Gesetze des longobardischen Reiches wichtig, und mit deren Herausgabe, nach den in La Cava und Monte Cassino aufbewahrten Handschriften, wird der Anfang gemacht werden. Die lateinischen Urkunden von Amalfi, Gaeta, Neapel, die griechischen Urkunden aller jener Gegenden werden sich daran anschließen. Jeder solchen Unterabtheilung einer Serie ist ein besonderer Commissair vorgelegt, der unter den Mitarbeitern sich diejenigen auswählt, welche geneigt sind, ihn in seinen speziellen Forschungen zu unterstützen. Da sich unter den Theilnehmern die ausgezeichnetsten Männer des Königreichs beider Sicilien befinden, da die Unterstützung der Regierung dem Unternehmen wenigstens insofern nicht fehlt, als sie ihm ihre Archive öffnet (wobei aber immer noch zu besorgen, daß sich bei einem oder dem anderen Forscher das Schicksal Amati's wiederhole), so ist davon für die historische Wissenschaft ein großer Erfolg zu hoffen.

— Rußland und Frankreich. Die Schriftenfluth, welche das Buch des Marquis von Custine verurfachte, hat noch immer kein Ende. Auf eine Widerlegung des Marquis folgen immer zwei Schriften, die für ihn Partei nehmen oder ihn noch in seinen Angriffen überbieten. Das Stärkste dieser Art sind die von einem gewissen Marc Journier herausgegebenen Mystères de la Russie, die in Brüssel nachgedruckt und von dort aus in Massen über Europa und Amerika verbreitet wurden. Der Herausgeber behauptet, nach den Notizen eines alten Diplomaten gearbeitet zu haben, doch ist in seinem Büchlein Nichts zu finden, was nicht die chronique scandaleuse französischer und anderer Blätter, besonders seit der Zeit der polnischen Revolution, irgend einmal enthielt oder doch wenigstens angedeutet. Das Journal des Débats brachte in diesen Tagen einen zweiten Artikel des Herrn St. Marc Girardin gegen Herrn v. Grelsch, und ein dritter, worin erklärt werden soll, warum der russische Literat in seiner Entgegnungsschrift fast gar nicht von Peter dem Großen gesprochen, soll noch folgen. Endlich benutzte auch noch der bekannte Kritiker Herr Merimée das für russische Schilderungen in Frankreich erwachte Interesse, um einen Winteraufenthalt in Moskau, den er im J. 1840 gemacht, jetzt, nachdem mehr als vier Jahre seitdem verfloßen sind, zu beschreiben und in der Revue de Paris abdrucken zu lassen.